



UND
dazwischen
WIR

LENE JANSEN

LESEPROBE aus „Und dazwischen wir“



Sonntag: 8:45 Uhr

Lena

Bei der Macht von Grayskull – ist mir schlecht.

Und nicht nur das.

Mit kleinen Augen, aber umso größeren Magenproblemen schiebe ich den Saum des Oversize-Shirts mit dem *She-Ra*-Aufdruck über meine angezogenen Knie, während mir die Kühle der Wandfliesen in den Körper kriecht.

Neben der Übelkeit, die alle paar Minuten in Wellen über mich schwappt, habe ich tierische Kopfschmerzen. In der vorderen Kopfhälfte, direkt hinter der Stirn, dröhnt es. Oder ist es ein Stechen? Ein Pochen? Was weiß ich.

Ich atme ein und seufze leise. Alles ist anstrengend. Allein das Sitzen lässt meinen Körper an seine Grenzen stoßen. Wie gern würde ich mich hinlegen, hier, mitten in dieses Badezimmer. Einfach auf den Boden. Allerdings geht es mir in der Waagerechten noch elender. Ein Teufelskreis.

Durch das schmale Sprossenfenster fällt mein Blick auf einen wolkenfreien, strahlend blauen Himmel über dieser mittlerweile nicht mehr ganz so fremden Stadt. Würde das grelle Sonnenlicht mir nicht beinahe den Schädel sprengen, müsste ich dieses Wetter, diese Aussicht eigentlich feiern.

Obwohl ... wenn mir nach etwas nicht zumute ist, dann nach Feiern. Allein das Wort löst eine Flut von Bildern aus, die stroboskopartig in meinem benebelten Kopf aufblitzen: Türsteher, Gedränge, Longdrinks, schräger Typ an der Bar, Lichteffekte, Tanzfläche, Rotwein und noch einige Cocktails. Hastig schließe ich die Augen, massiere meine Schläfen. Stroboskop ist gar nicht gut.

Mein Körper scheint mir die gestrige Nacht mehr als übel zu nehmen. Zu Recht! Wie viel habe ich eigentlich getrunken? Und warum?

Okay, warum weiß ich.

Ein zweiter, längerer Seufzer entfährt mir ... und der liegt nicht nur in den Kopfschmerzen und der Übelkeit begründet.

Bevor ich mich in Gedanken im *Warum* verlieren kann, krampft mein Magen erneut. Ich versuche, die Situation mit Atemübungen zu retten. Einatmen – ausatmen – konzentrieren.

Ein, zwei Minuten vergehen, und die Übelkeit ebbt ab. Bis vor einer knappen Stunde hatte ich völlig verdrängt, wie heftig sich so ein Kater anfühlt. Kein Wunder, der letzte ist Jahrzehnte her.

Ob sich der rebellierende Magen auf einen Schluck Wasser mitsamt Tablette einlässt? Behutsam drehe ich mein Gesicht nach rechts, versuche, mich in Zeitlupe zu bewegen, langsamer als das Dröhnen im Kopf. Doch es funktioniert nicht. Weiterhin spüre ich jeden einzelnen Herzschlag direkt als Schmerz in meinem Schädel ... und irgendwie schlägt dieses leicht verwirrte Herz seit einigen Stunden erstaunlich oft.

Ich schiebe den Gedanken beiseite. Immerhin blicke ich jetzt Richtung Waschbecken. Mit der Zunge fahre ich über meine trockenen Lippen. Allerdings macht mir die Entfernung zwischen meinem Sitzplatz neben der Toilette und dem Wasserhahn am anderen Ende des Raums einen Strich durch die Rechnung. Hinüberzulaufen ist nicht machbar. Das sind mindestens zwei Meter. Schaff ich nicht.

Wenn ich doch nur nicht so einen Durst hätte! Ein Königreich für ein Glas Wasser ... und einen Kaugummi.

Mein Blick wandert durch das Badezimmer. Wieder fällt mir auf, wie aufgeräumt alles ist. Die Handtücher akkurat gefaltet, die in Echtholz eingefassten Spiegel mit den schicken Edelstahlspots ganz ohne Fingerabdrücke oder Flecken. Selbst Zahnbürste, Seife und Rasierer stehen perfekt, ohne platziert zu wirken. Nichts liegt oder steht am falschen Platz.

Nichts ... außer mir.

Ich bin nicht stimmig, nicht akkurat und definitiv alles andere als sortiert. Ich gehöre hier nicht hin. All das hätte nicht passieren dürfen.

In Büchern? – Okay.

In Filmen? – Klar.

Im echten Leben? – Von mir aus.

Aber doch nicht in meinem!

Ich bin über vierzig und damit auf jeden Fall zu alt für den Scheiß.

Wie zur Bestätigung überrollt mich die nächste Welle Übelkeit. Reflexartig halte ich mir den Unterarm vor den Bauch. Und dieses Mal hilft keine Konzentration und auch keine Atemübung ...

Kurz darauf hocke ich wieder bewegungslos an den kühlen Wandfliesen, wünsche mir umso dringender ein Glas Wasser und bin mir selbst unendlich peinlich. Zum Glück sieht mich niemand, und es wird auch niemals irgendjemand irgendetwas darüber erfahren, weder über heute noch über gestern. Basta.

Keine Minute später klopft es an der Schiebetür.

Okay. Es wird niemand erfahren – mit Ausnahme von ihm.

Während ich noch in meiner Schockstarre verharre, klopft es ein zweites Mal.

»Hey, Lena.« Er klingt zaghaft, nicht so, als wolle er sich lustig machen. »Wie ich höre, geht es dir nicht sonderlich gut.«

Bitte nicht! Nicht drüber reden.

Obwohl weder er mich noch ich ihn sehen kann, wechselt meine Gesichtsfarbe in Sekundenbruchteilen von kreidebleich zu granatapfelrot. Zumindest fühlt es sich so an. Ich glühe. Am liebsten würde ich vor Scham im Boden versinken, irgendwo zwischen den Fliesen durch die Fugen verschwinden. Einfach weg, bloß nicht die letzten Stunden Revue passieren lassen. Die Tatsache, dass mein Kopf sich sogar in seinem jetzigen Zustand detailgetreu ausmalt, wie er da vor der Tür steht – sehr wahrscheinlich mit nichts bekleidet außer seinen Boxershorts –, macht es meiner Gesichtsfarbe nicht leicht, wieder auf kalkweiß umzuschalten.

Sag was, Lena. Sag einfach irgendwas.

»Äh, ja ... Sorry, ist mir echt unangenehm.« Mehr Worte bekomme ich nicht über die Lippen.

»Ich finde es eigentlich ziemlich witzig.«

Sein Grinsen dringt mit jeder Silbe dieses Satzes problemlos durch die geschlossene Tür. Mein Kopf produziert dazu Bilder, ganze 3D-Modelle. So, als stünde er direkt vor mir, als gäbe es die paar Zentimeter Sperrholz zwischen uns nicht. Dabei bin ich heilfroh, dass sie da ist – diese Tür, dass sie uns trennt. Ich hätte gern noch mehr zwischen ihm und mir, einen Haufen Vorhängeschlösser, Querbalken innen und außen, Absperrband oder einfach wieder hunderte Kilometer und eine Landesgrenze.

»Dir scheint es ja auch gut zu gehen«, entgegne ich kraftlos.

»Ich sag nur Training und gute Gene ... Also, ich schmeiß mir ein paar Klamotten über und bin mal eben für drei Stunden weg. Sorry, ich habe eine blöde Deadline. Abgabe morgen früh. Und du weißt ja, wer feiern kann, der kann auch arbeiten.«

»Definitiv nicht!« Etwas zu lautstark atme ich aus, lehne meinen Hinterkopf gegen die Wand. »Ich bin der vor sich hinvegetierende Beweis dafür, dass dieser Satz nichts als eine reine Lüge ist.« Bevor ich mich daran erinnern kann, wann ich den Satz zum letzten Mal gehört habe, klingt seine Stimme wieder durch die Tür.

»Du hast all mein Mitleid. Aber dadurch, dass ich jetzt ins Büro verschwinde, hast du wenigstens etwas Zeit, dich wiederherzustellen.« Es sind nur ein paar Sekunden, und doch bemerke ich das Zögern, bevor er weiterspricht. »Aber Lee, komm nicht auf die Idee, abzuhaufen. Denk dran, ein paar Stunden sind noch übrig.«

Einige der Worte in diesen Sätzen könnten mich stutzig machen. Trotzdem bleibt mein Kopf bei einem hängen. »Lee?«, wiederhole ich. Der Ton meiner Einwortfrage sagt hoffentlich alles.

»Gestern hast du den Namen noch lustig gefunden.«

»So, wie ich mich fühle, fand ich gestern vermutlich alles und jeden witzig«, antworte ich augenrollend und gleichzeitig entsetzt über die kleine Erinnerungslücke in meiner Version der vergangenen Nacht. Wie viele gibt es noch?

Hinter der Tür ertönt ein Lachen. »Das stimmt allerdings.« Und wieder etwas zeitversetzt fügt er an: »Bis gleich, Lena?«

Eine Frage, kein Aussagesatz.

»Ja, bis gleich.« Mehr kommt mir nicht über die Lippen. Jedes meiner Worte klingt fehl am Platz, und jedes seiner Worte wummert in meinem Kopf. Dabei weiß ich noch nicht mal, ob meine Antwort der Wahrheit entspricht. Wie lang bleibe ich ... noch?

»Perfekt. Ich bring dann Frühstück mit.«

Falsches Thema. Beim Gedanken an Essen zieht sich mein Magen erneut zusammen. Ich schließe die Augen, schlucke, kämpfe gegen die Übelkeit an ... und bekomme sie in den Griff, ohne mich nochmals zu blamieren.

Ein paar Minuten später höre ich, wie die Wohnungstür klickend ins Schloss fällt. Meine Schultern sacken ein Stück in sich zusammen, mein Körper entspannt sich. Wenigstens muss ich mich fürs Erste nicht mehr beherrschen.

Ungelenk befreie ich mich aus seinem Shirt und meinem Slip und schlepe mich unter die Dusche. Die Unterarme gegen die gläserne Duschwand gestützt, lasse ich mir heißes Wasser über den Rücken laufen. Ich will nur dastehen, nichts tun, nichts denken, nichts entscheiden und vor allem nicht diese eine Frage beantworten, die sich wieder und wieder zwischen all den Kopfschmerzen in den Vordergrund drängelt. »Warum in aller Welt bin ich hier?«

Kapitel 1



Zwei Tage zuvor
Freitag: 16:55 Uhr
Lena

»Tobi, es reicht. Ich bin nur drei Tage weg. Nicht mal ganze drei Tage, wenn man es genau nimmt. Die Kinder sind dreizehn und elf. Das ist dir schon klar, oder? Du musst sie weder wickeln noch ihnen Fläschchen geben. Solange das WLAN läuft, ist alles gut.«

Am anderen Ende der Leitung ist es still. Als ich beginne auf Tobis Einsicht zu hoffen, legt er wieder los. »Du hättest wenigstens vorkochen können.«

Ich presse meine Zähne aufeinander. Bei solchen Sätzen entspannt zu bleiben, fällt mir schwer. Zu schwer.

»Weißt du was? Es ist mir tatsächlich ziemlich egal, was ihr in diesen drei Tagen esst. Der Tiefkühlschrank ist voll, die Nummer der Pizzeria hängt an der Pinnwand und der Dönermann ist um die Ecke. Ach, und wenn es ganz eng wird, dann ruf doch ...«

»Lena! Fang jetzt nicht damit an.«

»Nein, kein *Lena*. Und richtig, ich fange mit überhaupt nichts an. Ich höre eher mit etwas auf, und zwar mit diesem Telefonat. Sonntag bin ich wieder da. Könnte allerdings spät werden.« Die Sätze poltern ohne mein Zutun aus mir heraus wie eine Gerölllawine, ausgelöst durch eine kleine, aber zielgenaue Sprengung. »Was rede ich? Nicht *es könnte spät werden*, es wird definitiv spät. Plan mich bloß für nichts ein. All-Weekend-Daddy-Time.«

Das kann doch echt nicht sein Ernst sein. Wo ist denn bitte das Problem, sich ein Wochenende Zeit zu nehmen? Es ist die absolute Ausnahme, dass ich mal allein unterwegs bin. Gleichzeitig – und das nervt mich gewaltig – will ich das Telefonat nicht so enden lassen. Denn selbstverständlich ist mir nicht egal, was er und die Kinder am Wochenende essen, und außerdem kann ich meine aufbrausende Art grad selbst nicht leiden. Kann es nicht einfach harmonisch laufen? Kann Tobi mir nicht schlichtweg viel Spaß wünschen?

Auf eine friedliche Verabschiedung hoffend, versuche ich, die Wortlawine auszubremsen, bevor jemand unter ihr begraben wird. »Komm schon, ihr werdet es überleben. Alle drei.«

Tobias antwortet nicht.

Anstatt aufzulegen, schiebe ich ein mildes »Okay?« hinterher. Fast scheint es, als brauche das kleine Wort ein wenig Zeit, um sich zuzutrauen, bis zum anderen Ende der Leitung zu kriechen. Zu Recht, denn kurz darauf schallt mir aus zweihundertfünfzig Kilometer Entfernung ein kurzes, aber knallhartes »Okay!« entgegen.

Es ist erstaunlich, wie unterschiedlich ein und dasselbe Wort klingen kann. Während mein *Okay* ein Schulterklopfen sein wollte, schlägt mir sein *Okay* mitten ins Gesicht. Ein Vorwurf aus vier Buchstaben, den er mir entgegenschleudert, genau in dem Augenblick, in dem ich meine Deckung für einen Sekundenbruchteil freigegeben hatte. Der Schlag kommt überraschend und bringt mich ins Taumeln. Trotzdem bleibe ich stehen. Kein Knockout, nicht in dieser Runde. Aber für heute ist es an der Zeit, den Ring zu verlassen.

Ohne ein weiteres Wort beende ich das Gespräch und lasse mich neben meine Reisetasche auf das Bett fallen. Staub wirbelt hoch. Und da liege ich, starre bewegungslos in die Luft und sehe den kleinen Teilchen dabei zu, wie sie schwerelos im einfallenden Sonnenlicht durch das Zimmer tanzen. In der Stimmung, in der ich noch vor einer halben Stunde war, hätte ich dem Bild eine spezielle Schönheit abgewinnen können. Gerade kann ich nur daran denken, dass es sich bei Staub um ein Sammelsurium aus Fasern der durchgelegenen Matratze, Abrieb des schäbigen Kurzfloorteppichs, Fragmenten toter Milben und Hautschuppen längst abgereister Gäste handelt. Ekelhaft!

Ich drehe mein Gesicht zur Seite und blicke auf den Nachttisch mitsamt einer achtziger Jahre Kugellampe aus Milchglas, einem Radiowecker neben dem laminierten Zettel, auf dem handschriftlich das WLAN-Passwort 1234 notiert wurde, und einer Flasche Mineralwasser. Anderthalb Liter, PET. Ich stöhne leise auf. Warum bitte habe ich mir kein nettes Hotel gebucht? Klar, Staub gibt es überall. Doch zumindest würde ich dann die Partikel eines Kingsize-Bettes, die Fasern eines kuscheligen Bademantels und die Körperteile von Deluxe-Hausstaubmilben einatmen.

Aber nee, nullacht-fünfzehn: diese Pension, dieses Zimmer ... irgendwie sogar mein Leben.

Ich schließe die Augen. Wie kann ein einziges Telefonat mich so dermaßen runterziehen? Dabei will ich zurück zur guten Laune und mich nicht ärgern. Schon gar nicht über ein Hotelzimmer.

In ungefähr einer Stunde treffe ich die Mädels, und dann geht es auf direktem Weg zu unserer alten Schule. Zwanzigjähriges Abi-Jubiläum. Unfassbar, wie die Jahre vergehen! Standen wir nicht erst gestern noch auf dem Schulhof? Wie auch immer. Irgendwann heute Nacht werde ich todmüde in dieses neunzig Zentimeter schmale Bett fallen, und in diesem Moment werden mir die Einrichtung des Zimmers und der Staub hundertprozentig völlig egal sein. Ausschlafen, duschen und ab zu meinen Eltern.

Ich brauche keine hellseherischen Fähigkeiten, um zu wissen, dass meine Mutter für Samstag bereits einen Haufen Termine und einen großen Topf Gulasch gemacht

hat. So ist das, wenn ich zu Besuch komme. Immer, denn Beständigkeit wird bei meinen Eltern großgeschrieben. Dinge sollten sich nicht ändern, am besten nie, und wenn es doch unbedingt sein muss, dann bitte mit angemessener Vorankündigung. Ergo: Gulasch. Im Anschluss ans Mittagessen wird nach striktem Zeitplan die Verwandtschaft besucht, Unmengen an Kaffee getrunken und Geschichten über dies und das erzählt.

So weit, so gut. Wenn da vor ein paar Tagen nicht die Ankündigung der Abendplanung gewesen wäre. Ich habe Mamas O-Ton noch in den Ohren. »Und am Samstagabend können wir uns ganz in Ruhe bei einem Glas Rotwein über all das unterhalten, was uns so auf der Seele liegt.«

Ich musste mir auf die Zunge beißen, um nichts Falsches zu antworten. Ihre Einladung klang nur im ersten Moment nett. Wenn man meine Mutter kennt und ihren Geheimcode bereits als Kind entschlüsselt hat, wirkt der Satz nahezu bedrohlich. Denn mit *uns* bin unter Garantie ich gemeint. Obwohl nicht ausschließlich, sehr wahrscheinlich sind Tobi und ich gemeint. Und *was uns auf der Seele liegt* und vor allem, wie man das möglichst schnell wieder loswird, ohne dass jemand etwas davon mitbekommt, soll morgen in jedem Detail ausdiskutiert werden.

Schon beim Gedanken daran muss ich schlucken. Mich wird höchstwahrscheinlich ein Vortrag über den Bund fürs Leben mit all seinen Höhen und Tiefen erwarten. Weisheiten wie *Eine Ehe ist nun mal kein Zuckerschlecken* oder *Wenn die Durststrecke erst mal überwunden ist, dann ist sie schnell vergessen* werden garantiert fallen, kombiniert mit Feststellungen wie *Eine Trennung ist aber doch keine Option*. Zwischen Oliven und Käsewürfeln werde ich nicken, an passenden Stellen ein zustimmendes *Mh-hmm* einwerfen und hin und wieder an meinem Wein nippen. Widerspruch macht angreifbar, Nicken ist mein Schutzschild, und das kann ich in Perfektion.

Mama ist allerdings der Endgegner. Ich werde den Wintergarten meiner Eltern nicht verlassen können, bevor sie nicht weiß, dass ihre Ratschläge angekommen sind, ich ihre Tipps umsetzen werde, der Teller mit den Käsewürfeln leer ist und ich mehrfach wiederholt erklärt habe, dass ich nur in der Pension schlafe, um nicht zu stören. Am Ende werde ich heilfroh darüber sein, vom Kreuzverhör in das schäbige Hotel fliehen zu dürfen, in dem ich jetzt liege.

Deswegen: Schluss jetzt – Schluss mit der Lethargie!

Sofort!

Entschlossen drücke ich mich von der durchgelegenen Matratze in eine aufrechte Sitzposition. Noch immer trudeln die kleinen Staubpartikel planlos im Sonnenlicht umher. Ich stehe auf, gehe die drei Schritte zum Fenster, öffne es und flute den Raum mit frischer, aber warmer Sommerluft.

Dieser Tag gehört mir. Meine Problemchen werde ich für ein paar Stunden in diesem Hotelzimmer zurücklassen, sie kurz wegschließen, denn eigentlich passen sie ganz hervorragend zu den Wollmäusen unter dem Bett, die ebenso im besten Fall unentdeckt bleiben. Morgen früh werde ich dann jedes der Probleme wieder sorgsam

zusammenlegen und akkurat zur Weiterreise in meiner Handtasche verstauen. Der heutige Abend wird allerdings ein Ausflug mit leichtem Gepäck.

Wochenlang habe ich mich auf das Treffen gefreut. Auf die alten Klassenkameraden, die Geschichten von früher, die Unbeschwertheit, die Leichtigkeit, aufs Lachen, Feiern und Tanzen.

Ich bin gespannt, wie die anderen aussehen. Einige habe ich zwanzig Jahre nicht zu Gesicht bekommen. Ob mich alle erkennen werden? Bestimmt – ich streiche eine meiner Strähnen hinters Ohr –, dafür reichen schon allein die roten Locken. Aber werde ich auch jeden ehemaligen Mitschüler zuordnen können? O nein, hoffentlich fallen mir alle Vornamen wieder ein. Nichts ist peinlicher als der Moment, in dem dein Gegenüber dir deinen Namen aus dem Stegreif entgegenruft, du dich aber nicht mal daran erinnerst, ob derjenige die gleiche Jahrgangsstufe besucht hat.

Mein Blick fällt auf meine Reisetasche. Ob ich die Liste auf dem Rücken des alten Abi-Shirts zur Sicherheit durchgehen sollte? Nur einmal schnell draufschauen? Ich greife zu dem hellblauen Poloshirt, das ich daheim aus den Untiefen meines Kellerschranks gezogen habe, dabei berühren meine Finger den schwarzen Print auf Brusthöhe – *Abi 99 – Let's fly away* – und die zwei Schwalben. Nahezu ehrfürchtig drehe ich das Shirt um, sehe die Liste aller Mitschüler und lese Zeile für Zeile. Mit jedem Namen kommen Erinnerungen in dieses kleine Hotelzimmer geflogen. Und plötzlich ist sie wieder da, die gute Laune ... wächst und wächst, weil es einfach eine großartige Zeit war, weil ich grundlos nervös bin und weil ich gleich meine Mädels von damals wiedertreffen werde – alle fünf! Das allein reicht schon für einen fantastischen Abend. Ich lege das Poloshirt aus der Hand und widme mich meiner Reisetasche. Mehrere Tage habe ich mir den Kopf darüber zerbrochen, was ich heute zum Jahrgangstreffen anziehen soll. Habe vor dem Kleiderschrank gestanden und bin sämtliche Kombinationen durchgegangen. Mein Plan war es, umwerfend auszusehen und dabei zu wirken, als hätte ich einfach nur gedankenlos in den Schrank gegriffen. So, als hätte ich weder Zeit noch Gedanken an mein Aussehen verschwendet. So, als wäre ich inzwischen vollständig im Einklang mit mir selbst, ganz egal, was ich trage. Bin ich nur leider nicht. Und deshalb liegen nun drei verschiedene Abendoutfits in der Tasche vor mir: ein dunkelblaues Kleid, eine Jeans und ein schwarzes Oberteil sowie ein Rock mit passender Bluse. Gesteuert von der guten Laune, greife ich entschlossen zu der blauen Skinnyjeans und dem schwarzen Oberteil in Wickeloptik, mit dem V-Ausschnitt und der Spitze an den Ärmeln. Perfekt!

Ein kurzer Blick auf die roten Leuchtziffern des Radioweckers zu meiner Linken lässt mich überrascht die Augenbrauen hochziehen. Viertel nach fünf. Höchste Zeit, unter die Dusche zu springen, mich umzuziehen und startklar zu machen. Aber noch viel dringender muss ich die vorlaute Göre in meinem Hinterkopf zum Schweigen bringen, die mit dem Finger schnipst und behauptet, dass man bei diesem Level an Vorfreude nur enttäuscht werden kann. Blödsinn!

Um die innere Stimme zu übertönen, schnappe ich mir mein Handy und schalte zur Einstimmung eine Neunziger-Jahre-Playlist an. Vom ersten Lied erklingen nur ein paar Töne, dann lässt mein Finger es überspringen. Beim zweiten Song wippt zwar

mein Fuß, aber das reicht nicht. Ich brauche mehr. Erst bei Lied Nummer drei packt es mich. Jede Textzeile sitzt. Und schon kurz darauf tanze ich in Unterwäsche Seite an Seite mit den Staubpartikeln zu *Tubthumping* von *Chumbawamba* quer durch das Zimmer in Richtung Duschvorhang.

Wie es weitergeht? Neugierig? Am 14.3. geht es weiter ... dann gibt es „und dazwischen wir“ überall im Handel. Oder du bestellst die signierte Version direkt per Mail bei mir.